Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 34

Artikel: Altaich [Fortsetzung]

Autor: Thoma, Ludwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645818

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
20. August
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Abendfeier.

Von Fr. Hoßmann.

Im letzten Leuchten glühn der Firne Kanten.
Die Dämm'rung taſtet ſchwankend durchs Gelände.
Ein ſegenſchwerer Tag ſenkt ſeine Hände.
Die Nacht ſtreut leiſe ihre Sterndemanten.

Der Abendwind ſtreicht ſeine milden Saiten,
Und eine Amſel ſpielt auf heller Flöte.
Vom Hügel klingt ein Glöcklein in die Weiten.
Der dunkle Wald rauſcht leiſe im Gebete.

Noch eine Senſe rauſcht durchs Taugefunkel
Am Rain beim Schlummerſang der Wieſengrille.
Dann geht der Friede tröſtend durch das Dunkel,
Und nur der Brunnen plaudert in die Stille.

Altaich

Eine heitere Sommergeſchichte von Ludwig Thoma. (Copyright by Alb. Langen, München.) 16

Zwiſchen dem erſten Worte und dem Finis lagen acht Jahre, achtmal dreihundertfünfundſechzig Tage, von denen jeder ausgefüllt war mit den Gedanken an dieſes Werk.

Zwiſchen dem erſten Worte und dem Finis lagen ſchmerzliche Wehen, frohe Entbindungen, Blutleeren im Gehirne, Störungen der Aſſoziationszentren, verzagte Stunden und jauchzende Erfüllungen.

Und was lag nun vor ihm?

Die Umwälzung der Kunſtbegriffe.

Hobbe ſtand wiederum auf und lüftete den Vorhang.

Aber der Mond war weggezogen.

Er hatte den hiſtoriſchen Moment nicht abgewartet, ſondern war auf die Suche nach irgendeiner Banalität gegangen.

Mochte er!

Hobbe horchte hinaus. Die Nacht war feierlich ſtill, in der dieſes die Grundfeſten des Alten erſchütternde, die Welt demnächſt mit Lärm erfüllende Werk vollendet worden war.

So berührte ihn die Ruhe beinahe ſeltſam.

Aber horch! Das klang wie Menſchenſtimmen. Von dem Bauernhauſe neben der Scheune ſchien der Klang herzukommen.

Wer mochte es ſein, der in dieſer weihevollen Stunde ſo nahe der geiſtigen Geburtsſtätte weilte?

Hobbe beugte ſich aus dem Fenſter und lauſchte.

Ein leiſer Pfiff.

„Lieſei!“

„Was?“ fragte eine weibliche Stimme.

„Schmeißma mei Schiläh oba! I hab's drommat lieg'n laſſ'n! ...“

„Da! Hoſt as?“

„Jawoi. Guat Nacht, Lieſei!“

„Guat Nacht, Flori! Kimmſt morg'n wieda?“

„Ko leicht ſei. Pfüad di!“

Hobbe trat zurück.

Er verſtand den Dialekt zu wenig, um den ganzen, ungeheuerlichen Kontraſt, in dem das Geſpräch zu ſeiner Welt und zu dieſem Erfüllungsmoment ſtand, würdigen zu können.

Er merkte nur, daß etwas Bedeutungsloſes, etwas niedrig Irdiſches geſprochen worden war.

Durch ſo etwas wollte er ſich nicht in ſeiner Stimmung ſtören laſſen. Er löſchte langſam und feierlich die Lampe aus und ging ins Schlafgemach.

„Horſtmar, iſt es ſoweit?“

„Ja, Mathilde.“

Dann ſchliefen auch dieſe Glücklichen.

Zehntes Kapitel.

Herr von Wlazeck ſah ein, daß er die Aufmerkſamkeit der Berliner Damen etwas ſtärker auf ſich lenken mußte. Das hübſche Fräulein ſchenkte ihm wenig Beachtung und überhörte in geradezu auffallender Weiſe ſeine ritterlichen Komplimente.

Auch die alte Urschl — so nannte der Oberleutnant in Selbstgesprächen Frau Karoline Schnaase — tat merkwürdig fremd; besonders in den letzten Tagen, seit sie dem unappetitlichen Federfuchser eine sehr merkwürdige Beachtung schenkte.

Wie die Familie dazu gekommen war, diesen nägelbeißenden Dichterling an ihrem Tische Platz nehmen zu lassen, das war schon unbegreiflich.

Das war vermutlich der Berliner Schwarm für sogenannte Interessantheiten.

„Aber bitt' Sie, wenn der Mensch auch noch eine Interessantheit vorstellt, dann möchte man schon am guten Geschmack verzweifeln. Mit nackete Füß in abgelatschte Schuh hineinschliefen, das beruht am Ende nicht auf dichterischer Begabung, sondern auf dem Mangel an Strimpfen ... bloß dreckig sein is noch lange nicht genial ... Der Grüllparzer hat Socken angehabt, und der Herr von Gäthe auch. Sogar sehr elegante, wann er doch schon in Karlsbad in allererstten Kreisen verkehrte ..."

Wlazeck hoffte, daß ein stärkerer Hinweis auf seine militärische Vergangenheit Wandel schaffen könne. Er beschloß, vor den Damen einmal hoch zu Roß zu erscheinen.

„Gestatten mir eine Anfrage, Herr Posthalter, Sie haben doch Pferde?"

„Fünfi", erwiderte der Blenninger Michel.

„Alsdann möchte ich gebeten haben, daß mir eines zur Verfügung gestellt wird. Ich muß wieder einmal ein Pferd besteigen. In mir erwacht der alte Reitergeist. Wollen Sie mir einen Cavallo gegen angemessene Bezahlung leihen?"

„Was is? Reit'n möchten S'?"

„Aber ja! Natierlich will ich keine Parforcejagd reit'n; was ich möchte, is ein kurzer Spazierritt zur Wiederbelebung ..."

„Dös glaab i kaam, daß dös geht ..."

„Wieso?"

„Von meine Roß is no koans g'ritt'n wor'n ... Dös hoaßt, daß i 's recht sag, an Handgaul, der wo in der Karriolpost geht, den hat da Hansgirgl amal beim Georgiritt g'habt."

„No also!"

„Dös is aber aa scho vier Jahr her."

„Für meine Zwecke wird der Gaul geniegen. Sie kennen beruhigt sein; ich werde ihn aufs eißerste schonen ..."

„I wer amal mit 'n Hansgirgl red'n."

„Wann Sie nichts dagegen einwend'n, will ich selber mit dem Mann red'n. Hat er gedient?"

„Schwoli war a."

„No schauen S' her! Da werden wir sehr schnell einig sein. Zwei alte Soldatten verstehen sich leicht."

„Vielleicht, wenn S' a paar Markl ei'reib'n ..."

„Lassen Sie nur mich mach'n! Alsdann, Ihre Einwilligung hab' ich?"

„Wo mir aus", sagte Blenninger.

Wlazeck eilte über den Hof, um den Postillon aufzusuchen.

Der Stallbub sagte ihm, daß der Hansgirgl im Kutscherstübl sei.

Als der Herr Oberleutnant dort eintraf, schlug ihm ein anheimelnder Duft entgegen.

Leder, Schmieröl, Bier, Rettiche und qualmende Stinkadores halfen zusammen, um ihn an alte Zeiten und Wachtstuben zu erinnern.

Auf dem Kanapee lag Hansgirgl. Seine nackten Füße, die über den Rand hinausstanden, verdeckten ihn in der Perspektive.

Gegenüber saß Martl. Auf dem Tische stand ein Maßkrug, daneben ein Teller, auf dem ein eingebeizter Rettich lag und weinte.

Niemand sprang auf, als der Oberleutnant eintrat. Niemand stand in Habtachtstellung. Insofern war der Unterschied von einer Wachtstube sehr merklich.

Martl wandte den Kopf halbschief gegen den Besucher; Hansgirgl rührte sich überhaupt nicht.

„Särvus!" rief Wlazeck sehr herzlich. „Lassen S' Ihnen, bidde, ja nicht stören!"

Sie ließen sich nicht stören.

„Ich möchte mit dem verehrten Herrn Postillon was besprechen."

An den zwei nackten Füßen krümmten sich die großen Zehen.

Das war ein Lebenszeichen und konnte die Erlaubnis zu weiteren Mitteilungen bedeuten.

Wlazeck fuhr fort:

„Die Sache is nämlich folgende. Ich habe mich mit dem Herrn Posthalter darüber geeinigt, daß ich demnächst mit Ihrem Handgaul ausreiten werde. Es handelt sich also darum, daß Sie die nötigen Vorbereitungen treffen."

Hinter den Füßen tauchte langsam ein Kopf empor, aus dem zwei unfreundliche Augen auf den Eindringling blickten.

„Han?" fragte Hansgirgl.

„Ich habe mit dem Herrn Posthalter verabredet, daß ich nächstens Ihren Handgaul reiten werde ..."

„An Schimmi? Mein Stutz!"

„Selbstredend werde ich den Gaul nicht strapazieren. Es handelt sich nur um einige wenige Spazierritte in die nächste Umgebung."

Der Kopf verschwand wieder.

„Alsdann, Postillon, ich erwarte, daß Sattel und Zaumzeug in Ordnung sind, wenn ich ausreiten will ..."

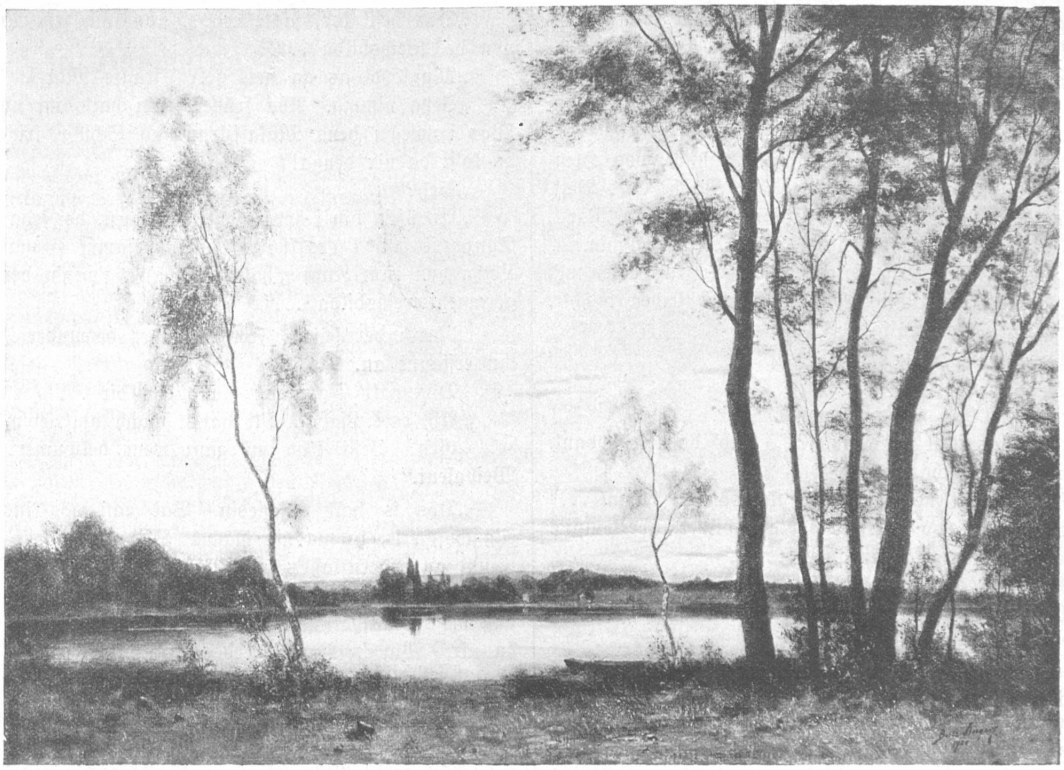
Hansgirgl gab keine Antwort, aber Martl, der seinen Freund kannte und zu ihm stand, wie es sich gehörte, sagte feindselig:

„Da wern S' net recht viel Glück hamm."

„Was heißt Glück haben? Wann Ihnen Ihr Herr, der Posthalter, den dienstlichen Auftrag erteilt, dierfte die Sache erledigt sein ..."

Herr von Wlazeck war ärgerlich. Diese grob schlächtige Art des passiven Widerstandes empörte den alten Offizier, und er vergaß, daß er jovial und kameradschaftlich hatte sein wollen.

„Ich möchte mich nicht wiederholen. Ich übermittle Ihnen hiemit einfach den strickten Befol Ihres Dienstherrn, mir zum Zwecke des Ausreitens den Gaul sowie alles Notwendige in Bereitschaft zu stellen. Ich werde Ihnen Tag und Stunde bekannt geben, beziehungsweise, Sie werden das von kompetenter Seite erfahren ..."



Balz Stäger: Abend am Katzensee.

Die Zehen Hansgirgls verkrampften sich; wahrscheinlich deutete es den Eigensinn dieses verschlossenen und finsteren Charakters an.

Martl übersetzte die Gebärdensprache.

„Dös werd si scho aufweis'n", sagte er.

Und um anzudeuten, daß er die Audienz für aufgehoben erachte, nahm er einen starken Schluck aus dem Maßkrug und schnitt sich bedächtig einige Blätter von dem weinenden Rettich ab.

Wlazeck schlug die Türe zornig hinter sich zu.

Er traf den Blenninger noch an seinem gewohnten Platze unterm Torbogen.

„Aber bidde, Herr Posthalter, was haben denn Sie für Leite? Was is denn das für eine Disziplin in Ihrem Hause? Ich erkläre Ihrem Postknecht, daß ich in Ihrem Auftrag', also gewissermaßen als Ihr Beföhlsträger, den Wunsch eißere. Glauben Sie, er findet es der Mühe wert, mir eine Antwort zu geben? Nicht die Spur!"

Der Posthalter lächelte breit und gemütlich.

„Ja ... ja ... Der Hansgirgl! Der hat seine Sekt'n."

Traurig genug, wann er sie haben darf! Ich möchte den obstinanten Burschen in meinem Zug gehabt haben, ich garantiere, daß er in acht Tagen aus der Hand gefressen hätte. Und dann dieser Azteke, der Martl!"

„War der aa dabei?"

„Aber ja! Sitzt daneben und verlautbart die Willensmeinung des Herrn Postknechtes!"

„Da glaab i 's freili, wenn der dabei war! Wissen S', wenn de zwoa beinand hock'n, red't ma si hart damit."

„Gestatten mir die submissteste Bemärkung, daß ich das einfach nicht verstehe. Untergebene haben meines Erachtens keine Eigentiemlichkeiten zu haben, viel weniger hervorzukehren, sonst schwindet eben jeder Begriff von Subordination ...."

„Lassen S' as no guat sei! I wer an Hansgirgl scho rumkriag'n ..."

„Hoffentlich! Mir möchte das an Ihrer Stelle sehr wenig Schwierigkeiten bereiten ..."

*

„Was sagst d' jetzt da dazua?" fragte Hansgirgl, der sich gleich, nachdem Wlazeck das Stübl verlassen hatte, aufrichtete und an den Tisch setzte.

„Was ko ma sag'n?" antwortete Martl. „Dena Luada fallet alle Tag was anders ei."

„An Stutz möcht' er reit'n, und bal er 'n krummb daher bracht, hätt' i 's G'frett. Daß an Posthalta nix G'scheidters ei'fallt?"

„Dem? Dös is aa 'r a Neumodischer wor'n."

„Is ma da Stutz nach Liameß drei Wocha im Stall g'stand'n! Dös muaß do da Blenninga wiss'n ..."

„Neumodisch is er wor'n mit lauta Summafrischla. Was sagt a net gestern zu mir? Daß si dös Berliner G'steck beschwert hätt' bei eahm, i hätt' ihre gelb'n Schuah mit da schwarz'n Wichsbürst'n aufg'arbet. Hätt' s' halt schwarze, wia 's da Brauch is, dös Weibsbild, dös boanige!"

„Sei' tuat's was!" brummte Hansgirgl.

„Trink' aus, na laß ma 'r ins no a Maß kemma."

Als er ans Fenster trat und dem Seppl pfiff, kam Fanny über den Hof.

„Is da Martl bei dir drin?“ fragte sie.

„Ja.“

„Sei Wasch hätt' i.“

„Geh' eina damit!“ rief Martl, und Fanny kam in die Stube.

„Drei Paar Söckeln, an Unterhos'n und zwoa Hemmada ...“ zählte sie auf und legte die Wäsche aufs Bett.

„Dank' da schö; da hast a Halbi Bier“, sagte Martl, und schob ihr ein paar Nickelstücke über den Tisch hin.

Er merkte aber, daß sie verweinte Augen hatte, und weil er sie als ein richtiges Frauenzimmer leiden mochte, erkundigte er sich gutmütig.

„Was hast d' denn?“

„I? — Nix.“

„Für was hast nacha g'woant?“

„Ah! Was fallt da denn ei? I hab' do net g'woant. Des waart 's as scho wert?“

„Mir? Wußt net, daß mir dir was to hamm ...“

„I sag' net vo dir. D' Mannsbilder überhaupts. Is oana so schlecht wia der ander ...“

„So? Hat 's was g'habt?“

„Was frag' denn i danach? I brauch' überhaupts koan ...“

Aber wie sie es sagte, rollten ihr ein paar Tränen die Backen herunter, und sie hockte sich schluchzend auf den Bettrand.

„Was gibt's denn?“ fragte Hansgirgl vom Fenster herüber.

„Woaß net“, antwortete Martl.

„Es san halt so Weibsbildag'schicht'n.“

„Ja ... Weibsbildag'schicht'n ...“ schluchzte Fanny. „Wann ma so an Mensch'n glaabt und a ganz Jahr mit eahm geht, und all's is eahm recht, und er gibt oan de schönst'n Wort, und auf oamal vergißt er all's, weil de breißische Bohnastang', de miserablige, mit eahm speanzelt ... da ko ma was sag'n von an Charakta ...“

„Ja ... ja ... so geht's auf da Welt“, sagte Martl, dem kein anderer Trost einfiel.

Hansgirgl schaute zum Fenster hinaus nach dem Seppl. Solche Sachen waren ihm zuwider.

Da sprang Fanny vom Bett auf und wischte sich die Tränen ab.

„Vo mir aus lafft er dera Heugeig'n nach. I lach' ja dazua! Aba wenn s' furt is, und er moant, er kannt wieda schö toa mit mir, na sag' i 's eahm, was er is ... So a gemeina Mensch! Ueberhaupts a Mannsbild is was gräuslich's!“

Damit lief sie hinaus und ließ ihr Trinkgeld liegen.

Martl nahm es und legte es bedächtig in seinen Zugbeutel zurück.

Hansgirgl stellte die frische Maß auf den Tisch und setzte sich.

„Was is denn mit dera?“ fragte er.

„De Berlinerin hat ihr ahran Schatz ausg'spannt.“

„Auweh! Da wern s' belzi, d' Weibaleut.“

„Da Schlosser Xaverl is, da G'sell vom Hallberger. Der hat 's jetzt mit dera Breißischen ...“

„Mit dera langg'stackelt'n?“

„Ja ... mit de gelb'n Schuah ...“

Hansgirgl schaute tiefsinnig in den Maßkrug und trank.

„Dös best' is“, sagte er ... „bal ma sein Ruah hat von de Weibsbilda ...“

„Magst d' as aa net, gel?“ fragte Martl.

„Jetza nimma. Aba früherszeit'n hat's mi umtrieb'n. Was i z'weg'n dena Malafizkramp'na Schläg' kriagt hab', da ko'st da nix denga!“

„Geh?“

„An öft'n bin i hoamg'scheitelt wor'n, bei jeda zwoat'n Tanzmusi hon i g'rafft, 's G'wand hamm s' ma z'riss'n, Löcha hon i im Kopf g'habt, und all's z'weg'n dena Saggeramentsweibsbilda ...“

Martl, der seinen Freund immer bewunderte, schaute ihn erstaunt an.

„Dös hätt' i gar net glaabt vo dir ...“

„Ah, mei Liaba! Mi hat's schiach umtrieb'n.“

„Geh? Jetzt i ho mi ganz weni bekümmert um d' Weibaleut.“

„Dös is halt vaschied'n. Bal oan dös ins Bluat ei'g'schoss'n is, ko ma nix macha. Oft oan rührt's gar net o, und an andern laßt's koa Ruah. Da muaßt ans Kammafensta, ob 's d' magst oda net, und bal 's d' aa woaßt, daß dir oa aufpass'n, und daß d' Schläg' kriagst, es helft da nix. Wia 's Nacht werd, laffst do wieda zuawi ...“

„Da hon i nia nix g'spürt“, sagte Martl. „Plagt hon i mi übahaupts net um a Weibsbild. Waar ma scho g'nua g'wen!“

„Sei froh! Dös sell is a hart's Leb'n. Dei Arwat beim Tag muaßt do macha, sinscht valierst dein Platz, und bei da Nacht umanand gambs'n, da kimmt oana oba ...“

Hansgirgl sagte es ernst; ganz so, als wenn er von einer schweren Krankheit erzählte.

Und Martl schob ihm mitfühlend den Maßkrug hin, damit er sich nachträglich stärken sollte.

„Hat's di lang g'habt?“ fragte er.

„Bis in die Dreißgi eini. Nacha hat si de Hitz' g'legt.“

„Aba jetzt g'spürst d' nix mehr?“

„Na, mei Liaba! Jetza is zuadraht. Jetza schaug i 's gar nimma o, de Malafizkrampna, de vadächtig'n ...“

(Fortsetzung folgt.)

Der Gärtner.

Ich habe lächelnd Wort an Wort gereiht
Und ihnen wohl auch Sinn und Klang gegeben.
Ich suchte, ferne von der Menschen Streit,
Aus Tiefen Perlen an das Licht zu heben.

Doch größer ist der schlichte Gärtnersmann:
Es sprießen Blumen, wo sein Blick gesonnen.
Und wo der Segen seiner Hände rann,
Da grünen Wiesen um verträumte Bronnen.

Und wo die Marmorsäule sank und barst,
Verhüllt sie nun der Rose Blütenranke:
„Das Leben lebt, doch du bist tot und warst“,
Das ist des Parkes heimlicher Gedanke.

Wir Menschen aber wandeln still einher
Und lassen ganz uns von der Freude tragen.
Der Blick taucht tiefer in der Schönheit Meer,
Und nichts mehr wissen wir als Dank zu sagen.

Walter Dietiker.